

Leseprobe

**Nataly Elisabeth Savina**  
***Meine beste Bitch***

Fischer KJB Verlag, Frankfurt am Main 2018  
ISBN 978-3-737-34139-4

S. 126-140



## BERLIN

Paris Wohnung war dreißig Quadratmeter groß und lag im Hochparterre eines schmalen, maroden Häuschens. Nur die Fassade zur Straße hin war saniert worden, im Hof zogen sich Risse durch den altersgrauen Putz. Es roch nach Moder und Gemüsepfanne. Bis auf eine Matratze auf dem weiß lackierten Dielenboden und einer Kleiderstange war das Wohnzimmer leer. Seine Bücher hatte Pari auf die Fensterbretter gestellt. An einer Wand hingen Polaroid-Fotos, die Achim gemacht hatte. Von der Kleinstadt, von der Natur und sogar eines von mir, von hinten, mit offenen Haaren. In der kleinen Küche stand der einzige Tisch. Ein fleckiger Herd, eine verstaubte Musikanlage, ein leerer, schmutziger Kühlschrank, auf dem ein Turm aus leeren Pizzakartons thronte, und ein

berstend voller Staubsauger komplettierten die Ausstattung. Unterhalb des Küchenfensters war ein Dachvorsprung, der sich wie eine kleine, moosbewachsene Terrasse über den Hintereingang einer Kellerbar streckte. Als erste Amtshandlung brachte ich den Müll raus, den Pari bei seiner Abreise offenbar einfach vergessen hatte. Jungs stinken, dachte ich dabei an Nikes Worte. Die Barfenster zum Hinterhof waren mit schwarzer Folie abgeklebt und teilweise vergittert. Eine Unmenge Zigarettensummel und Kronkorken zeugten davon, dass der Hof für die Barbesucher am Abend offen war. Auf die raue Backsteinwand neben den Mülltonnen hatte jemand in rosa Papierlettern LOVE geklebt.

Wieder oben, legte ich mich auf die Matratze und wartete auf den *ersten Traum*, den ich in einem Bett träumen würde, in dem ich noch nie geschlafen hatte. Diese Träume haben die Kraft, die Zukunft vorauszusagen.

In meiner ersten Berlinnacht träumte ich von Julian. Wir fahren in einem Jeep durch die Stadt, hinter uns auf der Rückbank drei leere, vollgekrümelte Kindersitze. Wir wurden von einem Polizeitransporter eingeholt. Er schwankte hin und her, beschleunigte hektisch, drängelte, rammte und überholte uns schließlich. In dem Wagen saßen schwarzgekleidete Männer und Frauen, mit starren Gesichtern, die in rhythmischen Bewegungen Pillen schluckten. Wir fahren ihnen nach, bis der Wagen hielt. Die Männer und Frauen streiften sich Polizeiuniformen

über und rannten mit schweren schwarzen Gewehren den U-Bahn-Eingang hinunter.

»So hält man Gewehre nicht«, rief ich. »Ruf die Polizei, das sind keine Polizisten!«

Julian wählte eine Nummer und sprach in den Hörer. Schüsse fielen. Julian nahm mich in den Arm, hielt mich fest und sagte: »Gut, dass die Kinder bei den Großeltern sind.«

Morgens nach dem Aufwachen machte ich das Fenster auf. Ein leichter Geruch von Abgasen und vergammelten Abfällen strömte mir in die Nase. Ich drückte an der Musikanlage herum und ließ Giant Drag aus den Boxen dröhnen, bis das Telefon in meiner Hand klingelte.

»Mein Gott, mach die Musik leiser, ich habe schon den ganzen Tag Kopfschmerzen!«, sagte meine Mutter.

»Hallo, Mama«, sagte ich und drehte die Musik leise. Die Boxen knackten.

»Kannst du sie nicht ganz ausmachen? Diese primitive Popmusik, zwei Akkorde und ein Stampfer, das ist Volksverdummung.«

»Ich dachte, Fußball ist Volksverdummung«, sagte ich. Meine Mutter hasste Fußball, so sehr wie mein Vater es liebte.

»Hast du schon gegessen?«

Ihre Fragerei ärgerte mich, aber ich nahm mir vor, entspannt zu bleiben.

»Ich war noch nicht draußen.«

»Kauf bitte keine billigen Lebensmittel. Such dir einen Bioladen. Bitte nicht am Essen sparen, zur Not überweise ich dir was. Ich habe dich nicht Ewigkeiten gestillt, damit du dir jetzt deine Gesundheit ruinierst, nur weil du unbedingt ausziehen musstest. Und bitte nicht rauchen. Das ist nicht cool, das ist nur Tabakindustrie.«

»Mir geht es gut.«

»Und deine Haut?«

»Keine Panik, keine Angst, nichts juckt mich, seit ich hier bin.«

»Ich wusste schon immer, dass du in Berlin dein Glück finden wirst«, log meine Mutter tapfer. »Aber ich erwarte, dass du dich um einen Studienplatz bemühst. Du könntest dich erst mal als Gasthörerin einschreiben. Die Professoren merken sich hübsche, fleißige Mädchen, glaube mir, das schadet nicht. Und zieh dich ordentlich an. Nicht wie ein verlauster Hippie. Du weißt, was ich meine.«

»Ich bin doch gerade erst angekommen.«

»Zeit und Liebe sind die größten Feinde einer freien Frau. Ruf mich an, sobald du etwas gegessen hast.«

Ich zog mir eine Jeans und ein T-Shirt über und hüpfte in Sommersandalen die Stufen hinunter. Die unverschlossenen Riemchen baumelten zwischen meinen Füßen. Ich hatte nichts vor, wollte nirgendwohin. Nike erzählte mir einmal von einer feministischen Bewegung, die sich das Nichtstun zum Ziel gesetzt hatte: konsumkritische

Leistungsverweigerung mit gesellschaftspolitischer Zielrichtung.

Einfach nur raus, dachte ich und verhedderte mich zwei Stufen tiefer an einem Metallbeschlag, mit dem das Lino-  
leum auf den alten Stufen befestigt war. Ich stolperte, brach mir fast den Knöchel, landete dann aber mit beiden Füßen auf der Straße. Der Schreck wich der Euphorie, denn selbst jetzt kribbelte oder juckte nichts. War diese Stadt meine Heilung? Es wäre zu kitschig, wenn es so einfach wäre, dachte ich und – ob ich fliegen kann? Ich spazierte an dem türkischen Kiosk an der Ecke vorbei, warf einen Blick in den Holzspielzeugladen und zu den gelangweilten Mädchen im Nagelstudio gegenüber. Vögel pickten in den Müllresten auf der Straße. Vor einer Focacceria blieb ich stehen. Die Menschen saßen an runden Tischen, die noch warmen, duftenden Himbeerkäsefladen vor sich. Manche von ihnen lasen, andere sonnten sich mit zufrieden verzogenen Mundwinkeln, wie eine noch nicht entdeckte Seelöwenabart. Der Geruch von Kaffee lag in der Luft. Ich würde diese Stadt nicht mehr hergeben. Ich ließ mir ein Stück Himbeerkuchen einpacken und setzte mich in den Park, um zu frühstücken. Dabei wählte ich Nikes Nummer.

»Hallo?« Ihre Stimme klang fern und verschlafen. »Faina?«

Ich musste schneller kauen.

»Wo steckst du, ich versuche dich seit Tagen zu erreichen!«

»Das kennst du doch, das hat nichts zu bedeuten«, sagte Nike. »Mach dir keine Sorgen. Ich liege nur im Bett mit meinem Liebhaber.«

Sie kicherte.

»Es ist so viel passiert, ich platze, wenn du nicht ans Telefon gehst«, sagte ich. »Ich bin in Berlin.«

»Ich meinte das übrigens gerade ernst, das war kein Scherz«, sagte Nike.

Ich hörte Bettwäsche rascheln und erinnerte mich an Nikes behaglichen Schlafgeruch.

»Wir haben hier Champagner und Erdbeeren und einen ziemlich schlechten Empfang. Ich bin in Schweden. Schick mir deine Adresse, ja? In ein paar Wochen habe ich Semesterferien, dann besuche ich dich.«

Das warme Gefühl, das mir Nike zu geben vermochte, blieb noch, nachdem sie aufgelegt hatte. Ich stellte mir vor, wie sie jemanden liebte, wie sie zurückgeliebt wurde, und dass alles glatt, leidenschaftlich und inspirierend ablief. Nichts konnte uns davon abbringen, unsere brennende Energie auszukosten, die sich im Mund wie Chili und in den Beinen wie ein Leopard anfühlte. Ermutigt schrieb ich Julian eine Nachricht, dass ich da sei und wir uns treffen könnten. Er meldete sich mit einem »Wo?«. Ich tippte die Adresse von Achim in die Tasten und passend knapp »Freitag, Bar« dazu. Es war erst Dienstag, so blieb mir noch ausreichend Zeit, um mich auf unser Wiedersehen vorzubereiten.

Die Wohnung von Achims Bruder war wie eine Höhle, die ich mir zu eigen machte. Meine Unterwäsche, meine Sandalen und meine Haarspangen. Mein Essen und meine Kosmetik. Meine Ordnung, meine Gerüche. Ich inspizierte die Gegend in der näheren Umgebung. Ich machte mir Bibliotheksausweise, schrieb mich in den Verteiler des Ramones-Museums, der Comibibliothek und eines Arthaus-Filmverleihs ein. In meiner direkten Nachbarschaft gab es einen Park, eine große Straße für die Touristen, viele bunte Nebenstraßen mit einer Menge versteckter Cafés, ein Töpferstudio für Kinder und einen leicht dubiosen Massagesalon. Bei meiner abendlichen Nahrungssuche entschied ich mich für eine kleine Pizzeria. Sie gehörte einem jungen, hübschen Italiener, der strahlend blaue Augen, struppiges blondes Haar und kräftige Arme hatte.

»Ich habe dich mit Klopapier gesehen, wie du in die Tür bei der Kellerbar rein bist«, sagte er lächelnd, »wir sind Nachbarn.«

Er erzählte mir, dass er Maurizio hieß und ein Segelschiff auf Sardinien besaß.

»Du glaubst nicht, wie hart es ist, acht Stunden lang zu arbeiten«, erzählte er. »Ich halte das kaum aus! Da hilft nur mehrmals am Tag auf dem Klo masturbieren, damit das überhaupt geht. Schau mich nicht so an, ich achte sehr auf die Hygiene. Und hey, die Pizza für Nachbarn ist umsonst.«

Am Freitag stellte ich einen hohen Topf auf den Herd und füllte eine Handvoll Bergamotte-Schwarztee hinein. Die Blätterkrümel tanzten in dem kochenden Wasser Polka. Dann stellte ich den Topf vom Herd auf den Boden und holte Nikes gelbes Buch aus meiner Tasche. Auf dem Cover war das Mädchen mit dem Kleid, vor dem ein junger, nackter Mann kauerte – nachdenklich – oder nur erschöpft? Auf den ersten Seiten las ich eine Geschichte von zwei Ratten, die in einem leeren Eimer festsaßen. Die stärkere der beiden Ratten fraß den Bauch der anderen und verhungerte dann trotzdem, nur später. Ich legte das Buch beiseite, weil ich mich beinahe übergeben musste. Sobald der Tee im Topf lauwarm geworden war, kniete ich mich auf den Boden und tunkte meinen Kopf in die duftende Brühe. Die Haare schwammen, schwer und warm, wie Seegras im Wasser. Ich ließ sie ein paar Minuten treiben, bis der Aufguss einen Goldglanz daraufgezaubert hatte, dann wickelte ich mir das Handtuch um. Wie ein Sikh.

Die *gerade so*-Bar in meinem Haus veranstaltete diesen Freitag eine *Verrückt*-Feier, und ich nahm die Einladung im Briefkasten ernst. Ich bastelte mir ein Schuppenkleid aus Alufolie, die ich dafür extra gekauft hatte, und bandagierte mit dem Rest der Folie meine Waden und Knöchel, so dass sie wie in Superheldenstiefeln steckten. Die vielen Wickelschichten knisterten, wenn ich mich bewegte. Statt der Handtasche nahm ich eine alte

emaillierte Teekanne aus Paris Küche. Ich war bereit für die Verrückten, nur die besorgte Stimme meiner Mutter hallte noch durch meinen Kopf. Aufdringliche Ratschläge, versteckte Beleidigungen und gutgemeinte Lügen. Sie wollte nur mein Bestes, dachte ich, aber das machte es nicht besser. Ich wickelte eine Packung Alufolie auf, faltete eine Pickelhaube daraus und setzte sie auf. Ich war die Silber-Barbarella, eine würdige Magneto-Tochter und unter meinem Alu-Helm vor dem Zugriff meiner Mutter geschützt.

Sobald es dunkel wurde, stieg ich die bröckeligen Stufen hinunter auf die Straße. Der abgeblätterte Putz hatte die Farbe von einem gekochten Ei. Über dem Eingang der Bar sah man noch eine verblichene jiddische Aufschrift. Entziffern konnte ich nur *Schusterei*. Ich ging die Kellerstufen hinunter und trat unter einem Perlenvorhang ins Souterrain. Auf einem alten LCD-Bildschirm loderte ein Kaminfeuer, daneben stand ein zerschlissenes Blümchensofa. Julian konnte ich nirgends entdecken, und es war nicht unbedingt einfach, mit einer Teekanne in der Hand souverän zu wirken – die anderen Gäste waren nicht verkleidet. Meine lackierten Nägel sahen unter der Barbeleuchtung wie glitzernde Chitinpanzer von Käfern aus. Betont selbstbewusst bestellte ich das erste Bier, und es schmeckte nach bitteren Erbsen. Das zweite Bier sorgte für eine anregende Leichtigkeit. Ich prostete einer Gruppe schweizerischer

Türken zu, die mich auf Italienisch anflirteten. Ich antwortete ihnen auf Persisch, Arabisch und Zulu, aber sie verstanden mich nicht. Julian war nicht da. Bevor ich das dritte Bier trank, hielt ich es feierlich vor mir hoch: Auf die Großstadt meiner Träume, möge mir die Leber verzeihen!

In der beengten Bartoilette fotografierte ich mein silbern glänzendes Spiegelbild mit dem Handy, wie ich neben einer Badewanne voller Bierflaschen auf der Kloschüssel hockte und mir das Freitagsrot auf den Lippen nachzog. Meine Teekanne stand auf dem Badewannenrand. Ich drückte auf *Senden*, Nike sollte mich sehen. Dann öffnete ich das kleine Fenster, um frische Luft zu schnappen, und starrte über den mir bereits bekannten Hinterhof zu meinem Schlafzimmerfenster hinauf. Ich war endlich ganz auf mich gestellt, neugierig und zu allen Schandtaten bereit. Die Stadt flüsterte mir Versprechungen zu und fächelte mir ihre schmutzige Luft ins Gesicht. Das vierte Bier trank ich dort, es drängte mir ein schrulliges Grinsen auf die Lippen, das nicht mehr wegzukriegen war.

Später betrachtete ich selig die Tanzenden in der Mitte der Bar. Als ich mein fünftes Bier beinahe geleert hatte, stolperte Julian über meine Füße, weil er an mir vorbei zur Tanzfläche wollte.

Er hatte ein Kleid an und war stark geschminkt, um den Hals trug er ein naturgetreues Penismodell aus mit Wat-

te gefüllter Feinstrumpfhose. Auch sein Mund war von einem verschmierten Scharlachrot umrandet.

»Ich bin die Puffmutter«, sagte er.

Ich sah Julian an. Alles an ihm, was bei uns in der Kleinstadt wunderlich gewirkt hatte, passte perfekt hierher. Seine Brille, seine unnatürlich langen Finger, die bunten Brauen und der verzweifelte Blick. Selbst seine sentimentalischen Sprüche.

»Wäre diese Bar ein Mensch, wäre sie eine humpelnde Drag-Queen mit den antiken Ohrringen ihrer Großmutter«, sagte er.

Ich roch den Tabak und auch das Hasch. Julian ließ eine Haarsträhne von mir durch seine Finger gleiten, tunkte sie dann galant in sein Rotweinglas und nahm einen betont tiefen Schluck. Ich legte ihm die Hand auf den Oberarm, der sich fest und heiß anfühlte.

»Schon lange hier?«, fragte er über die Musik hinweg. Ich lächelte unergründlich und begann zu tanzen.

Als mein Vater aus unserer Familie verschwand und meine Mutter mit einem enttäuschten Gesicht zurückblieb, saß ich immer wieder alleine in meinem Bett und stellte mir vor, von einem Vampir entführt und fortgetragen zu werden. Das perfekte Entkommen, mitten aus dem Kinderzimmer durchs Fenster. Nur heimlich gestand ich mir ein, dass ich meinen Vater nicht vermisste. Vielleicht schaffte ich es deshalb auch nicht, meine Mutter zu trösten, was mich bei weitem mehr traf. Sie wusste

nichts von meinen Phantasien und sorgte sich wie immer um meine Gesundheit, beharrte darauf, dass Knoblauch wie eine Vitamintablette sei, und bat mich, davon zu essen. Ich dachte an den Vampir und weigerte mich. Also versteckte meine Mutter die kleinen Knoblauchzähnen im Brot. Sie drückte sie in die weiche, noch feuchte Teigmitte und schmierte Schmand darauf, um die Stelle zu kaschieren. Ich aß das Brot trotzdem nicht und bestand darauf, mit offenem Fenster zu schlafen. Damals nahm ich mir sogar vor, jungfräulich zu bleiben. Damit mein Blut geschmacklich nichts einbüßte. Julian könnte dieser Vampir sein, dachte ich jetzt. Er war blass und schlank und trug dieses Kleid.

Nachdem ich und Julian das *gerade so* als eine der letzten Gäste am frühen Morgen verlassen hatten, liefen wir durch die Gegend, intuitiv, wie Straßenkatzen. Wir liefen durch die Höfe, die wie eine russische Holzpuppe ineinandergeschachtelt waren, über die Chaosmosaiken des Bierflaschenbruchs, vorbei an den Stadtpappeln, deren Blüten wie in einem Western über die Wege flogen. Julian war ernst und stumm. Sein Puffmutter-Kleid war beim Tanzen an der Brust aufgerissen, die Perücke baumelte wie ein Skalp an seiner Schürze. Den Penisanhänger hatte ihm ein Tourist abgeluchst, um ihn als Andenken nach Barcelona mitzunehmen.

Ich blieb vor einer alten Hausfassade stehen, die Gerüste standen bereits davor, hier sollte renoviert werden. Ich

strich mit meiner Hand über den bröckelnden Putz, betastete die grauen Steine und steckte meinen Finger in ein Einschussloch, das staubig und authentisch wie eine Theaterrequisite wirkte. Hier stehe ich, dachte ich, Faina der Gegenwart, quicklebendig, während die Faina aus der Vergangenheit in dem gleichen Krieg gestorben ist, aus dem auch dieses Einschussloch stammt. Hoffentlich triumphiert sie irgendwo im Jenseits.

»Erzähl mir von dir als Kind«, sagte Julian.

Die Erinnerungen an meine Kindheit bestanden aus unzusammenhängenden Kleinigkeiten, unhandlich, wie spitze Porzellanstückchen einer zerbrochenen Tasse. Die meisten schienen mir auf einmal belanglos, die erzählenswerten kamen mir nicht über die Lippen.

»Kindheitserinnerungen erzählt man nicht einfach so«, sagte ich, »Intimes muss man herausfinden.«

Julian sah an sich herab, richtete sein Kleid und blinzelte in den Himmel. Ich betrachtete sein nachtschwarzes Haar, seine klatschmohnhellen Wimpern. Manchmal schaffen es Menschen, einen anzuziehen wie ein schwarzes Loch.

Julian drehte sich wieder zu mir. Seine Augen leuchteten Kometenstrahlen durch mich hindurch, und ich merkte, wie mir der Boden unter den Füßen wegglied, als würde ich abheben. Ich schnappte nach ihm, wie eine Katze nach einer Maus, und drückte ihm die Lippen auf den Mund.

Julian in das Bett von Achims Bruder abzuschleppen erschien mir pietätlos. Ich zog ihn in das Innere der Wohnung und suchte noch nach einem neutralen Platz, als Julian mich mit der ganzen Kraft seines Körpers zwischen Achims angepinnte Polaroids drückte. Ich griff nach dem Riss an seinem Kleid und zerrte, bis der Stoff krachend auseinanderbrach. Julian pellte mir die knisternden Folienstiefel ab. Ich stellte meine nackten Füße, einen nach dem anderen, auf den Holzboden und ging auf die Knie. Mein Gesicht direkt vor seinem Gesicht, den Rücken gespannt, wie eine Tänzerin. Seine Schultern waren ein Sommersprossenplanetarium, seine Arme überraschend muskulös. Seine Haut schmeckte nach Nikotin und ein bisschen salzig, unter den Achseln hatte er weichen rötlichen Flaum. Wer mit offenen Augen küsst, der liebt nicht, wer beim Sex lacht, der meint es nicht ernst ... Stand das nicht einmal auf meiner Schulbank? Oder war es die Klotür? Ich sah die zerknüllte schwarze Baumwollunterhose irgendwo hinter Julian auf dem Boden, küsste ihn wieder und verlor die Orientierung. Jede von Julians Berührungen setzte einen Rinnsal Wärme in mir frei. Sie breitete sich von seinen Händen über meine Haut aus, glitt von seinen Lippen in meinen Mund und goss sich unaufhaltsam wie ein tosender Fluss in meinen Bauch. Ich roch das Echtholzöl aus dem Fachmarkt, das Pari auf den Boden gepinselt hatte. Es stieg in meinen Kopf wie eine neue Großstadtdroge. Julian hatte ein schäumendes kleines Meer zwischen meinen

Beinen geweckt. Die Zwischenräume der abgezogenen Dielen zeichneten rissige Landschaften auf meine verschwitzte Haut. Julian vergrub seine Finger in meinen Haaren. Sie rochen nach Bergamotte.

»Hallo, Nixe«, atmete er warm in mein Ohr.

Ich streckte mich wie ein sonnenwarmes Tier. Etwas in meinem Inneren schmolz. Etwas, das ich ansonsten unter den pragmatischen Schichten der Ratschläge meiner Mutter gekonnt zum Erstarren brachte.